



MARLEEN S. MERI

LORELEY

SAND & STERNE





Über die Autorin

Marleen S. Meri, geboren 1998, schreibt schon Geschichten, seit sie die ersten Buchstaben zu Papier bringen kann. Aufgewachsen in einer malerischen Kleinstadt im Herzen Westfalens war sie seither zum Träumen aufgelegt und behielt ihre kindliche Fantasie auch zu Studiumszeiten noch im Herzen.

Seit 2017 studiert sie Germanistik und Geschichtswissenschaften an der (entgegen anderer Behauptungen existierenden) Universität Bielefeld, wo sie stets zwischen traditionellen Dramen und aktueller Belletristik zu finden ist. In ihrer Freizeit lektoriert sie Bücher, liest Korrektur und erlernt spannende, wenn auch nicht immer nützliche Fremdsprachen. Oft kann man sie auch mit dem Stift in der Hand vorfinden, eine neue Idee oder ihre Lieblingsfiguren auf Papier bannend.

Sand und Sterne ist der dritte Band der vierteiligen Loreleyreihe.

MARLEEN S. MERI

LORELEY
SAND & STERNE



WREADERS E-BOOK

Band 170

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Vollständige E-Book Ausgabe

Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2022 by Wreaders Verlag, Sassenberg

Verlagsleitung: Lena Weinert

Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Umschlaggestaltung: Jasmin Kreilmann

Lektorat: Johanna Struck, Lena Kamenzin

Satz: Ryvie Fux

www.wreaders.de

ISBN: 978-3-96733-336-7

*Für Johanna,
weil ich mir immer so eine Lektorin wie dich gewünscht habe.
Content Warnungen auf www.marleensmeri.com*





GÜTIG UND GERECHT

An jenem unvermeidlichen Tag, an dem die Ärzte für den Kaiser im Schloss eintrafen, blieb Belén so lange an Thaloans Seite, wie sie es ihr erlaubten. Stunden hielt sie ihn im Arm, bevor sie das Zimmer verlassen musste. Er war gefasst und tapfer – aber er drückte sie auch so fest an sich, als wäre sie sein einziger Halt. Als wäre ihre Hand das Letzte, was ihm geblieben war.

Belén verbrachte eine durchwachte Nacht auf der Chaiselongue des Kaminzimmers, Maurice neben ihr in einem Sessel. Erst am nächsten Morgen erlaubte man ihnen, Thaloan zu besuchen.

Beléns Herz klopfte merkwürdig schnell und auch Maurice konnte die Hände nicht stillhalten, als sie zu den kaiserlichen Gemächern gingen und vor der Tür stehen blieben. Maurice drückte die Kanne Minztee, die sie aus der Küche geholt hatten, an sich wie ein Stofftier.

»Bist du gar nicht nervös?«, fragte er. Seine Stimme war gedämpft, damit man ihn durch die Tür nicht hörte. »Du wirkst so gefasst.«

Zur Antwort hielt sie ihm ihre Finger entgegen, um zu zeigen, wie sehr sie zitterten. »Das täuscht.«

Maurice atmete beinahe erleichtert aus. Belén hatte Mitleid mit ihm. Sie konnte sich nur ausmalen, wie der Kommandant sich gefühlt haben musste, als man ihm eröffnet hatte, dass Thaloan sein Bein verlieren würde. Bis zum Ende hatte er nicht gewusst, dass es so katastrophal um seinen besten Freund gestanden hatte. Maurice erschien Belén in vielen Belangen noch immer sehr naiv, deswegen hatte Thaloan ihn sicher nie damit besorgen wollen. Wenn sie sich Maurice jetzt allerdings ansah, musste sie feststellen, dass die plötzliche Erkenntnis es für ihn nur schlimmer gemacht hatte.

Aber auch Belén bereiteten die Ereignisse eine Menge Sorgen.

Immerhin war sie diejenige gewesen, die Thaloan dazu gedrängt hatte, diesen Schritt zu wagen. Was, wenn das ein Fehler gewesen war? Wie würde er sie ansehen, wenn sie jetzt hineingingen? Was würde er sagen? Auch wenn bisher alles gut ausgegangen war, wusste sie, dass es hier nicht bloß um Thaloans körperliche Gesundheit ging.

»Wie kannst du dennoch so ruhig aussehen?«, fragte Maurice.

»Die Ärzte haben gesagt, dass alles gut verlaufen ist«, erklärte Belén – um ihn, aber auch sich selbst zu beruhigen. »Auf medizinischer Ebene zumindest.

Thaloan darf sich jetzt nicht entmutigen lassen. Also dürfen wir ihm nicht das Gefühl geben, dass er einen Grund dazu hat. Schaffst du das?«

»Was soll ich denn machen?«

»Ganz normal sein.«

Maurice atmete tief durch und glättete seine Miene. »Gut. Ich versuch's.«

Auf seinen Wink hin klopfte sie an und drehte den Knauf, sobald sie ein gedämpftes »Herein« hören konnte.

Maurice ließ ihr den Vortritt ins Zimmer. Beléns Schritte hallten merkwürdig laut auf dem Parkett, als sie die Tür aufschob und eintrat. Die Vorhänge waren gegen die kräftige Morgensonnen zugezogen, weswegen es dämmrig im Zimmer war. Am Gemach selbst hatte sich nichts verändert – nur die Gehhilfen, die an der Kommode lehnten, waren ein ungewohnter Anblick.

Thaloan saß von ein paar Kissen gestützt im Bett, das Gesicht zum Fenster gedreht. Er wandte ihnen nur langsam den Blick zu und seine Mundwinkel hoben sich ein Stück, als er sie entdeckte. »Ach, ihr seid's.«

Belén erwiderte das Lächeln, obwohl ihr Herz bei seinem Anblick ein wenig brach. Sie hatte ihn nie so müde gesehen. So blass und grau. Seine Augen waren matt, das Lächeln konnte sie nicht richtig erreichen. Der Beinstumpf war unter der dünnen Decke verborgen, seine Hände lagen ihm im Schoß, merkwürdig kraftlos.

Sie trat an das Bett und begrüßte ihn mit einer Umarmung, die er so innig erwiderte, als hätte er die ganze Zeit darauf gewartet. Belén versuchte der Stelle unterhalb des Knies, an der sein Bein nun endete, mit Souveränität zu begegnen, sie nicht zu ignorieren, aber auch nicht zu lange anzusehen. Sie wollte auf keinen Fall die falschen Worte verlieren. Obwohl sie Maurice das so selbstbewusst eingeschärft hatte, fiel es ihr selbst schwer, ihren Rat angemessen umzusetzen.

»Guten Morgen«, sagte sie und nahm sein Gesicht in eine Hand, fuhr sacht über die Bartstoppeln. »Die Ärzte haben gesagt, dass es dir besser geht und wir dich jetzt besuchen dürfen.«

Thaloan nickte. Er nahm ihre Hand fort, drückte ihre Finger. »Ja, Dalia war eben bereits da. Schön, euch zu sehen.«

»Wir haben Minztee mitgebracht«, sagte Maurice und zeigte ihm die Kanne, die er noch immer in beiden Händen hielt.

»Das ist nett. Stell ihn da hin.« Thaloan wies auf die Anrichte rechts an der Wand und Maurice leistete der Bitte Folge.

»Willst du eine Tasse oder so dazu?«

»Gerade nicht, vielleicht später.«

Belén runzelte unmerklich die Stirn. Sie hatte nie erlebt, dass Thaloan seinen liebsten Tee ausschlug. Überhaupt war es ihr schleierhaft, wie er ihn da von der Anrichte in seine Nähe bekommen sollte.

»Bist du sicher?«, fragte sie vorsichtig.

»Nah, mir ist gerade nicht danach.« Thaloan legte eine Hand auf sein Herz.

»Erst mal habe ich ja euch. Ihr erhellt meinen Tag.«

»War bestimmt langweilig ohne uns«, meinte Maurice und sah sich im Zimmer um. Belén fand auch, dass es nicht den Eindruck machte, als hätte sich Thaloan mit etwas beschäftigt, bevor sie eingetreten waren. Er hatte Bücher auf dem Nachtschrank, auch sein liebstes Drama, wie sie bemerkte. Aber sie lagen so ordentlich gestapelt, als hätte er sie bisher nicht angerührt.

Thaloan hob die Schultern. »Um ehrlich zu sein, kann ich mich an die letzten vierundzwanzig Stunden kaum erinnern.«

»So sollte es ja auch sein«, sagte Belén.

»Schätze schon. Alles wie nach Plan.« Thaloan fing ihren Blick auf, dann wurde sein Tonfall etwas schärfer. »Fragt mich jetzt nicht, ob es mir gut geht. Wenn ich diese Frage noch einmal höre, werde ich meine körperlichen Einschränkungen überwinden und mich aus diesem Fenster dort werfen.«

Maurice, der gerade die Vorhänge weiter aufgezogen hatte, hielt alarmiert inne.

»Das war ein Scherz«, setzte Thaloan dahinter. »Götter, womöglich habe ich auch meinen Humor verloren. Dann wäre ich wirklich nur noch ein halber Mann.«

Belén war nicht sicher, ob sie lachen sollte oder nicht.

Wie schon oft hatte sie keine Ahnung, welche von Thaloans Worten tatsächlich scherhaft gemeint waren und wann er den Humor nur nutzte, um seine Sorgen zu tarnen.

»Was haben die Ärzte dir denn gesagt, wie es weitergeht?«, fragte sie.

Thaloan hob die Schultern. »Mit ein bisschen ... Glück kann ich in ein paar Wochen wieder anfangen zu gehen. Das ist vergleichsweise schnell. Ansonsten habe ich, glaube ich, so viel Schmerzmittel bekommen, dass ich es nicht mal merken würde, wenn mir ...« Er machte eine Pause. »Entschuldigt, mir fällt nichts Schlimmeres ein als *wenn mir ein Körperteil fehlen würde*.«

Belén schwieg betroffen. Sie fing Thaloans Blick ein und suchte nach der Wahrheit unter den beschwingten Worten und dem falschen Lächeln, das seine Augen ohnehin nicht erreichte.

»Ist doch gut«, meinte Maurice. »Und wenn es nicht wehtut, ist es ja auch quasi, als wäre das Bein nie da gewesen.«

»Jap.« Thaloan nickte und hob die Hand, um sich durchs Haar zu fahren. Belén sah ihn die ganze Zeit an. Deswegen bemerkte sie, dass er hinter dieser Bewegung zu verbergen versuchte, wie er Tränen wegblinzelte.

»Maurice«, sagte sie. »Kann ich für eine Weile ... allein mit Thaloan sein?«

Der Kommandant nickte. »Klar, will euch nicht stören. Ich kann später noch mal kommen.«

»Das ist eine gute Idee.« Sie brachte ihn zur Tür und lächelte ihm ermutigend zu, um ihm zu zeigen, dass er nichts falsch gemacht hatte. Kaum hatte sie die Tür hinter ihm geschlossen, eilte sie zum Bett und nahm Thaloan in die Arme. Seine Schultern bebten, als er sie fest an sich zog und die Stirn gegen ihr Schlüsselbein drückte. Sie spürte Tränen an ihrer Halsbeuge und dem Stoff ihrer Bluse, seine Hände auf ihrem Rücken. Belén hielt ihn fest im Arm, fuhr mit den Fingern durch sein Haar. Ihr eigenes Herz war schwer, aber sie blinzelte die eigenen Tränen vehement fort. Sie wollte der Halt sein, den er jetzt brauchte. »Schon gut«, murmelte sie.

Sie blieb den ganzen Tag an seiner Seite.

Und den darauf.

Und den darauf.

Die erste Woche war furchtbar. Aber mit jedem verstreichenenden Tag wurde es besser. Nach einer Weile war Thaloan in der Lage, seine Decke zur Seite zu schieben und beim Anblick des Beinstumpfs nicht den Blick abzuwenden.

Er begann wieder Tee zu trinken und die Süßspeisen zu essen, die Belén ihm aus der Küche mitbrachte. Sie lasen *Die Stille der See* mit verteilten Rollen und blätterten in Astronomiebüchern aus der Schlossbibliothek, um Sternbilder anhand der Illustrationen zu erraten. Thaloan fand, dass der Silberne Hirsch, ein wichtiges Sternbild für die Fellowier, überhaupt nicht wie ein Hirsch aussah. In seinen Augen war das Geweih ein Flügelpaar und der dreieckige Kopf ein Schnabel. Er bezeichnete die Konstellation fortan stur als Silbernen Sichelzalp und wann immer Belén sie in Zukunft durch ihr Teleskop betrachtete, musste sie daran denken.

Irgendwann erlaubte sie sich, nicht mehr jede Nacht neben seinem Bett zu wachen. Sie vertraute ihm, dass er sich in ihrer Abwesenheit nicht doch zum Fenster schlepppte. Irgendwann kehrte das Leuchten in seine Augen zurück, seine Scherze wurden wieder leichtherziger und ehrlicher.

In keinem Augenblick dachte Belén an die Konflikte von Nationen oder bevorstehende Kriege. Sie war nur für ihn da.

Als sie einige Wochen nach dem Eingriff erneut in Thaloans Gemach trat, saß er aufrecht in seinem Bett und begrüßte sie mit munterem Lächeln. Er trug seinen Morgenmantel und hielt einen Stift in der einen, eine Tasse Minztee in der anderen Hand. Ein Stoß Papiere lag auf seinem gesunden Knie. »Ah, guten Morgen«, sagte er.

Belén hob die Braue. »Es ist früher Abend.«

»Ich passe mich bloß deinem derzeitigen Schlafrhythmus an. Du scheinst wieder den Mittag über geschlafen zu haben und nicht in der Nacht.«

Sie hob die Schultern. »Die Sonne scheint um diese Zeit so schön ins Kaminzimmer.«

Thaloan wies neben sich aufs Bett und sie ließ sich auf die Matratze sinken, dicht bei ihm. Sanft trafen sich ihre Lippen, während der Kaiser ihr eine Haarsträhne zur Seite strich, die sich aus dem locker geflochtenen Zopf gelöst hatte. Thaloan schmeckte nach Minze, Wärme – nach *ihm*.

Neugierig betrachtete die Prinzessin die Dokumente, die er gerade bearbeitete. »Was schreibst du?«

»Nichts, was ich durchgehen lassen werde. Und nichts, was jetzt von Bedeutung wäre.« Thaloan legte die Papiere zur Seite.

»Deine ungewöhnlichen Schlafgewohnheiten hängen also nicht damit zusammen, dass du dich nicht mehr traust, im Dunkeln zu schlafen? Oder allein im Pavillon zu sein?«

Belén versuchte sich nicht anmerken zu lassen, dass er einen Nerv traf. »Wie meinst du das?«

»Nachts bist du hier und meinst, auf mich aufpassen zu müssen. Tags schlafst du im Kaminzimmer.« Er musterte sie. »Ich will dir nichts unterstellen. Aber ich könnte verstehen, wenn du ein ungutes Gefühl dabei hast, weiter allein dort zu schlafen. Dieser Assassine ist schließlich immer noch nicht gefasst worden.«

Belén legte eine Hand in seine. Eigentlich wollte sie nicht darüber sprechen – Thaloan hatte wahrlich andere Dinge um die Ohren als ihre Schlafprobleme. »Der Pavillon ist wunderschön. In den ersten Nächten habe ich mich darin so sicher wie nirgends sonst gefühlt. Und ich meine – du hast die Zahl der Wachen erhöht und dass diese Person noch mal zurückkehrt, ist sehr unwahrscheinlich, aber ...«

»Wenn ich ehrlich bin, ist es mir ganz recht, dass du nicht mehr dort bist. Man

kann so viele Wachen vor die Türen stellen, wie man will, es bleibt abgelegen vom Rest des Palasts«, sagte Thaloan. »Wenn du möchtest, kannst du zurück in das Gemach hier im Palast ziehen. Das steht immer für dich bereit. Vielleicht war das mit dem Gewächshaus doch eine dumme Idee.«

Belén schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, das war es nicht! Es sind nur die Umstände. Im Augenblick fühle ich mich im Kaminzimmer einfach am wohlsten, auch mehr als in jedem Gemach innerhalb der Schlossmauern.«

Sie verschwieg ihm das Säuseln der Göttin, das ihre Ohren füllte, wenn sie allein in der Stille war. Sie verschwieg, dass das Knistern des Kamins ihr Sicherheit gab, weil die Flammen der Existenz von Wasser ein Ende bereiten konnten. Dass sie allzu reale Albträume heimsuchten, in denen Saesora Belén den Verrat ihres Volks vorwarf. Der Angriff in ihrem Pavillon hatte sie schockiert – aber dass Saesora den Assassinen durch *ihre* Hand beinahe umgebracht hätte, machte alles umso schlimmer.

»Wenn ich schon umziehe, wieso nicht hierher?«, fragte Belén mit frechem Lächeln.

»Du willst hier wohnen?« Thaloan lachte. »In diesem Bett schlafen? Nicht, dass ich etwas dagegen hätte.«

»Na ja«, sagte Belén. »Ich würde natürlich nicht zugeben, dass ich gern bei dir bin. Mir gefallen nur diese Gemälde von Kaiser Terenz.«

»Du redest wie eine Adlamér«, sagte Thaloan amüsiert.

Belén stieß ihn an. »Das liegt nur an dir und deiner Großmutter. Ihr färbt ab!«

»Zieh hier ein«, bat Thaloan gleichmütig. »Ich bin der Letzte, der dich aufhält. Ich verspreche, dich so gut wie möglich vor Attentätern zu beschützen. Aber vielleicht wartest du noch, bis ich ein bisschen besser durchschlafe.«

Belén spürte, wie sich ihre Wangen erwärmtten. Eigentlich war es ein Scherz gewesen – auch wenn sie nicht sagen konnte, dass sie sich nicht wünschte, eine Nacht in Thaloans Armen zu verbringen. *Jede* Nacht ... Der Gedanke ließ ihr Herz schneller schlagen. Sie war nicht ganz sicher, was die Etikette in Thale über ein Zusammenziehen vor der Heirat besagte – ihr Vater hätte so etwas sicher nicht gutgeheißen. Aber womöglich machte das in Thaloans Privaträumen, in denen ohnehin wenig Wert auf Konventionen gelegt wurde, auch keinen Unterschied mehr.

»Wieso steht hier eigentlich ein Klavier?«, fragte Belén, um von ihrem Erröten abzulenken. »Ich meine – es gibt doch ein Musikzimmer.«

Der kaiserliche Zimmerkomplex bestand aus dem Schlafgemach, einem

Arbeitszimmer und Empfangsraum, einem Bad und dem Ankleidezimmer. Das Gemach, in dem sie sich gerade befanden, war von schlichter terenzianischer Eleganz, mit hellen Wänden und einem seidenbezogenen Bett. In einer Raumecke knisterte ein wärmender Kamin. Man trat über feine Teppichläufer und Parkett, betrachtete Gemälde im neoterenzianischen Stil – eins von Dalia und Bakir, eins von Kaiser Terenz II.

Das eigentliche Musikzimmer lag tiefer im Schloss und war auch für andere zugänglich. Dort hatte sie schon einen Flügel gesehen – Thaloan aber hatte auch hier ein schön gearbeitetes Klavier aus satinierter Eiche stehen. Es hatte dezente Verzierungen an den Seitenstreben und Goldverschlüsse auf dem Tastendeckel.

»Ich spiele gerne am Abend«, sagte Thaloan. »Dann habe ich keine Lust, durch das ganze Schloss zu laufen.«

»Und kannst du es gut?«

Thaloan lachte. »Sagen wir so, ich lerne zumindest schon sehr lange. Kannst du auch spielen?«

»Nicht herausragend«, sagte Belén. »Aber ich habe Stücke von Andamir gelernt, wie jeder in Fellonien, der Klavier spielt. Und aus persönlichem Interesse auch welche von Noel Rayan – er ist eigentlich Astronom aus Danicwart und komponiert Stücke, inspiriert von den Seelenschauern und Sternen, die er entdeckt.«

»Spiel mir vor«, bat Thaloan. »Ich will die Stücke hören.«

»Ich glaube, ich kann sie nicht mehr auswendig«, sagte Belén ein wenig verlegen. Thaloans Augen hatten zu leuchten begonnen wie nur selten in letzter Zeit und in seiner Stimme klang eine süße Begeisterung, die sie nur ungern schmälerte.

»Ist nicht schlimm. Ich habe ein paar Notensätze von Andamir da in der Schublade. Vor dem Luminarium hab ich sie ein paar Mal gespielt.« Er ließ ihre Finger aus seinen gleiten und stützte die Hände auf. »Wir können gemeinsam spielen. Hilf mir zum Klavierhocker, dann kann ich ...«, sein Blick glitt zum Klavier und das Lächeln verblasste, »... weinen, weil ich die Pedale nicht richtig bedienen kann.«

Sie schwiegen einen Augenblick und Belén drückte seine Hand ein bisschen fester. Thaloans Blick lag auf dem Beinstumpf, der unter der Bettdecke verborgen war. Ein Seufzer entwich ihm und sie ergriff wieder seine Hand. »Du wirst schon wieder Klavier spielen. Arca ist bereits dabei, deine Prothese anzupassen, sicher dauert das nicht mehr lange.«

»Ja. Es heilt alles gut.« Die Worte klangen, als hätte er sie schon so oft gesagt, dass sie die Farbe verloren hatten. Müde nahm er seine Tasse und trank einen Schluck, ehe er Belén betrachtete. Nun schien er derjenige zu sein, der nach einem Themenwechsel suchte. »Was ist das da eigentlich? Dieses Lederband.«

Belén berührte ihren Hals. Das Lederband lag rau unter ihren Fingern – bis auf seltene Momente hatte sie es bisher nicht abgelegt. »Das? Daran hing eine Muschel. Mein Leibwächter Hendryk und ich waren damals gemeinsam in Glaza. Er hat sie mir geschenkt, damit ich mich immer an unsere Zeit dort erinnere. Kurz darauf haben die Elmanauten mich entführt.« Belén zupfte an dem Knoten. »Die Muschel hat Saesora mir genommen, als sie Rami geheilt hat. Ich ... ich verstehe, dass es wichtig war, um sein Leben zu retten. Aber ich hätte sie eigentlich gern behalten.«

»Also war er ein guter Mann.«

Sie nickte. »Wir waren beste Freunde – insofern unsere Positionen das eben erlaubt haben. Hendryk war mein Leibwächter, seit ich elf Jahre alt war. Damals war er so alt wie ich heute, aber man hat sein Potenzial gesehen. Eigentlich sollte ich nämlich eine Frau als Leibwache bekommen. Aber dann ist irgendetwas dazwischengekommen und Hendryk wurde an ihrer statt zu mir versetzt. Er hat mir besser gefallen – Wächterinnen sind meistens so streng, er hat mir mehr durchgehen lassen. Als mein Magiekern aufgebrochen ist, hat er einen Vorhang auf mich geworfen, damit ich nicht in Feuerwerke explodiere. Einmal war mein Lehrer für arkane Künste, Herr Strogomyr, wütend auf mich, weil ich nicht konzentriert genug war, da hat sich Hendryk des Nachts als Geist verkleidet und ihn erschreckt.«

Der Gedanke schien ihn ehrlich zu belustigen, denn das Lächeln erreichte nicht nur seine Mundwinkel, sondern auch die Augen. Belén nahm sich vor, in Zukunft mehr solcher Geschichten zu erzählen.

»Ich glaube, er würde sich gut mit Maurice verstehen.«

»Gut möglich. Ach, ich weiß überhaupt nicht, was aus ihm geworden ist. Aber ...« Belén hielt inne.

»Was?«, fragte Thaloan.

Sie schluckte. »N-na ja ... ich weiß, wozu mein Vater fähig wäre.«

»Meinst du, er ist nicht mehr am Leben?«, raunte Thaloan.

Belén hob die Schultern. Ihre Träume waren oft genug gefüllt von der Sorge, die sie um Hendryk hatte – der Angst, dass sie an seinem Tod Schuld tragen könnte. Hendryk war immer für sie da gewesen, und so hatte sie es ihm gedankt? Wie so

oft wünschte sie sich dann nichts sehnlicher, als nach Hause zurückkehren zu können – und dass es noch nicht zu spät sein würde, um ihrem Vater zu erklären, dass alles allein ihre Schuld gewesen war. »Vater hat ihm sicher nicht ungestraft durchgehen lassen, dass ich verschwunden bin. Wir sind ohne Erlaubnis aufgebrochen ... und nur Hendryk ist zurückgekehrt. Gut möglich, dass er ihn nicht am Leben gelassen hat.«

»Ein guter König würde so handeln«, sagte Thaloan.

Belén stieß einen Seufzer aus. »Ja – aber er *hat* mich doch beschützt. Es war einfach ... zu viel für eine einzelne Person.« Ihr Blick traf Thaloans und sie suchte darin nach Trost, nach Hoffnung, dass ihre Sorge unbegründet war.

»Ich würde dir gern sagen, dass schon alles gut ausgegangen ist«, sagte der Kaiser bloß, »aber Rondys ist sowohl König als auch Vater. Und wenn Hendryk nicht gut genug auf seine Tochter ... und die Kronprinzessin aufgepasst hat, liegt eine solche Reaktion zumindest nicht fern.«

Belén nickte und spürte ihre Augen brennen. »Ich weiß«, sagte sie. »Ich weiß ja. Du ... du hättest das auch getan, oder?«

Thaloan antwortete nicht sofort. Er strich über ihren Handrücken, das Handgelenk herauf. »Soll ich dir eine Geschichte erzählen?«

Sie nickte zögernd.

»Ich hatte einen besten Freund, als ich noch klein war. Arthur Lludfink. Er war ein Schneidersohn, der bisweilen bei Hofe zugegen war, um neue Waren zu liefern. Weil wir uns mit der Zeit anfreundeten, durfte er manchmal bleiben, um mit mir in den Gärten zu spielen. Im Winter aßen wir Kekse im Kaminzimmer und im Sommer erkundeten wir die Geheimgänge des Palasts. Arthur war auf dem besten Weg, ebenfalls ein guter Schneider zu werden.

Als wir vierzehn waren, brannte die Schneiderei Lludfink bis auf die Grundmauern nieder. Der Vater kam beim Brand um und ließ Arthur allein zurück. Seine Mutter war eine Spielerin und hatte das Interesse an ihrem Sohn bereits Jahre zuvor verloren. Das Vermögen der Familie hatte sie bald zur Gänze verprasst. Da Arthur nichts mehr zu liefern hatte und seine Ausbildung ohne Lehrmeister, Geld oder Schneiderei auch nicht fortführen konnte, blieben seine Besuche im Palast aus. Ich wollte ihm helfen – deswegen schlich ich mich einmal nach Thalheim und suchte nach ihm. Aber Arthur wollte nichts von mir hören und warf mich sogleich hinaus. Er behauptete, er brauche meine Hilfe nicht. Die Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren waren, hatten ihn verbittert – er war wütend, weil es mir gut ging und ihm so furchtbar. Das weiß ich heute. Damals ...

wollte ich mich nicht von ihm anschreien lassen. Also straffte ich die Schultern und ging.«

Belén lauschte stumm, während der Kaiser sacht über ihren Handrücken strich.

»Vier Jahre lang hörte ich nichts von ihm. Als ich schon Kaiser war, etablierte sich eine Organisation in Thalheim, die unter dem Namen *Elster* bekannt wurde. Sie ließen den Drogenhandel in der Stadt wieder aufblühen und wurden deswegen streng verfolgt. Schließlich gelang es der Garde, die Drahtzieher in Gewahrsam zu nehmen. Man sandte mir die Liste mit den Namen.«

»Und dabei stand Arthur Lludfink.«

Thaloan nickte. »Ich ... konnte das nicht so stehenlassen. Ich wollte von *ihm* hören, wie er so tief sinken konnte. Des Nachts suchte ich Arthurs Zelle auf, stellte ihn zur Rede. Er war verzweifelt, er weinte. Er gab zu, dass er die Geheimgänge des Schlosses genutzt hatte, um ins Labor unseres ehemaligen Alchemisten Adalbrand Wegstätt zu gelangen. Er hatte die Essenzen gestohlen, die die Elstern benötigten, um ihr Rauschmittel zusammenzubringen.«

»Und dem Alchemisten ist nichts aufgefallen?«, fragte Belén.

»Sagen wir es so«, meinte Thaloan, »noch in jenem Jahr trat Arca an seine Stelle.«

Belén fröstelte. Die Geschichte hatte eine Erinnerung geweckt. »Damals, als wir in Thalheim unterwegs waren und uns diese Decknamen gegeben haben«, sagte sie, »da hast du dich Arthur genannt. Und ... du hast Glenda nach jemandem gefragt. Sie hat gesagt, du sollst damit abschließen.«

Thaloan nickte. »Glenda ist Arthurs Cousine. Sie war manchmal dabei, wenn sie die Kleider gebracht haben.«

»Aber ... dann hast du ihn nicht töten lassen«, schlussfolgerte Belén.

»Ich hätte es tun müssen«, sagte Thaloan. »Ich hätte ihn töten sollen wie den Rest der Elstern. Er hätte der *Erste* sein müssen, den ich töte. Aber ich brachte es nicht über mich. Stattdessen tat ich das, was lange überfällig war. Ich ließ ihn frei, gab ihm einen Beutel Galinen und schickte ihn weiß Eralys wohin in die Südstämme, um ein neues Leben aufzubauen.«

»Und was hast du als Vorwand genommen?«

Thaloans Hand glitt über die Decke, wollte über sein Knie fahren. Er zuckte, als er den Stumpf ertastete, den er kurzzeitig wieder vergessen zu haben schien. Seine Stimme klang fremd, als er erklärte: »Arthur und ich stiegen in jener Nacht ins Leichenhaus des Armenviertels ein und stahlen den Körper eines Toten, der sich mit Parlanüssen das Gesicht entstellt hatte. Wir platzierten den Leichnam in

Arthurs Zelle und gaben vor, er hätte die Nüsse in die Zelle geschmuggelt und den Freitod gewählt.«

»Das klingt schrecklich«, sagte sie. »Und ... mutig.«

»Danke, schätze ich.«

Belén drückte seine Hand fester. »Und was ist aus Arthur geworden?«

»Das weiß ich nicht genau. Bei mir hat er sich seitdem nicht mehr gemeldet und bei Glenda ebenso wenig. Ich kann bloß hoffen, dass es ihm gut geht.« Der Kaiser hob die Schultern, trank einen Schluck Tee, der mittlerweile schon kalt sein musste. »Ich wünsche mir, dass er sich meldet. Aber wie Glenda sagt – wenn er es nicht tut, muss ich damit zurechtkommen. Und ich habe das ja nicht gemacht, um am Schluss von ihm zu hören, wie großherzig ich bin. Ich konnte meinen besten Freund nicht töten ... einfach, weil er mein bester Freund war. Selbst wenn ein guter Kaiser es so gemacht hätte.« Leise lachte er. »Stattdessen habe ich eine Leiche durch die Stadt geschleppt und bei einem Gefängnisausbruch geholfen.«

Belén stieß ihn sacht an. »Das war eine Heldentat, die Terenz mit Sicherheit bewundert hätte.«

Er lächelte müde. »Der hätte mich wahrscheinlich ausgelacht, weil ich ein zu weiches Herz hatte.« Thaloan seufzte. »Eigentlich würde ich Glenda gern mal wieder besuchen. Aber momentan bin ich wohl nicht in der Verfassung. Ich meine – schließlich trage ich noch meinen Morgenmantel und der Barbier kommt auch erst die Tage.«

Belén rückte etwas näher. »Soll ich für dich gehen? Ich kann sie nach Arthur fragen.«

»Unter zwei Bedingungen«, sagte Thaloan. »Erstens: Maurice kommt mit. Zweitens: Ihr esst einen Apfel im Mandelmantel.«

»Beides klingt machbar«, sagte Belén und beide schmunzelten. Dann glitt Thaloans Blick von ihr ab. Er führte ihre Hand zum Mund, küsste sie sanft, legte seine Wange in ihre Handfläche, die Augen geschlossen. »Belén«, murmelte er. »Ich bin so froh, dass du da bist.«

So viel Ehrlichkeit. Aus seiner Stimme drangen weder der Humor, den diese sonst an sich hatte, noch die weise Autorität eines Kaisers. Sie klang einfach nur ehrlich.

Belén fuhr mit dem Daumen über seine Wange, die Bartstoppeln rau unter ihren Fingerkuppen. »Ich bin für dich da«, sagte sie. »Keine Sorge.«

»Mit dir habe ich keine Sorgen.« Er nahm sie in die Arme und sie schmiegte

sich an seine Schulter. Wenn er keine Sorgen hatte, brauchte sie sich auch keine zu machen.

Sie lösten sich voneinander, als es an der Tür klopfte. »Majestät«, sagte der eintretende Dienstherr. »Der hochgeschätzte Herr, der heilige und erhabene Eralys, Götterfürst und Sonnenbrin...«

»Reicht schon«, unterbrach Thaloan sanft. »Was ist mit ihm?«

Der Bedienstete neigte den Kopf. »Er ist soeben erschienen, um sich nach Eurem Wohlbefinden zu erkundigen.«

»Na, das wurde auch Zeit«, sagte Thaloan. »Mit dem habe ich ohnehin ein paar Worte zu wechseln. Bitte, lasst ihn eintreten. Belén, möchtest du meinen unsagbar unfähigen Herrn kennenlernen?«

Tatsächlich weckte der Gedanke Beléns Neugier. Sie hatte Saesoras Bekanntschaft gemacht, doch da war die Göttin eingesperrt und gestaltlos gewesen. Die anderen Götter wandelten in weit menschlicherer Form auf der Welt. Wie würde Eralys ihnen begegnen? Einem Menschen zum Verwechseln ähnlich oder wie eine Erscheinung? War er alt oder jung? Güting wie Kaiser Bakir oder autoritär wie Terenz? Der Bedienstete nutzte seinen Namen mit Ehrfurcht – Thaloan derweil sprach von ihm, als handle es sich um einen freundlichen Onkel.

Belén brannte darauf, mehr zu erfahren – doch als sie die Stimme erheben wollte, blockierte etwas ihre Kehle. *Jemand* blockierte ihre Kehle. Die Göttin bäumte sich in ihr auf, warf sich gegen ihr Inneres, als wollte sie ihr die Rippen brechen. Selbst Beléns Keuchen wurde von Saesoras Präsenz verschluckt. Die Hände zuckten zu ihren Schläfen. Fremdgesteuert und mit hämmernndem Herzen erhob sie sich vom Bett. Zu den Funken, sie würde keine Sekunde in diesem Raum aushalten, wenn Saesora ihren Kopf beinahe zum Platzen brachte!

»I-ich gehe besser direkt«, sagte sie. »Bevor ... es dunkel wird.«

»Alles in Ordnung?«, fragte Thaloan.

»Alles gut.« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Ich ... ich besuche dich später noch mal, ja?«

Thaloan zögerte. »Gut«, setzte er an. »Aber du brauchst nicht glauben, dass ich dich dann nicht noch mal danach fragen werde.«

»Klar. Ich sehe dich später.« Belén war schon aus dem Zimmer. Wütend kniff sie die Augen zu und schlug gegen ihren Kopf, als die Tür zufiel. »Warum bist du so?«, knurrte sie. »Warum kannst du mich nicht in Ruhe lassen?«

Nur tosende Wellen antworteten ihr.

»Gruß und Segen, Thaloan«, hörte sie eine klare, sonnenwarme Stimme im

Inneren des Gemachs sagen. »Ich war sicher, Prinzessin Belén gehört zu haben.«

»Ihr war nicht wohl«, sagte Thaloan und Belén seufzte.

»Schade«, hörte sie. »Ich hätte sie gern getroffen. Sie scheint dir wichtig zu sein.«

»Ist sie. Mehr als alles andere.«

Glenda schüttelte bedauernd den Kopf. »Nein, Arthur hat sich nicht gemeldet. Natürlich nicht.«

»Damit wird Thaloan wohl gerechnet haben«, sagte Belén, während Maurice sich über den Apfel im Mandelmantel hermachte. »Dennoch danke.«

Glenda winkte ab. »Ich würde mich freuen, wenn er mal von sich hören lassen würde«, sagte sie. »Ohne Thaloan wäre er nicht mehr am Leben, da ist es das Mindeste, sich einmal zu melden. Und ich vermisste ihn auch. Am liebsten hätte ich hier mit ihm gearbeitet, aber er konnte sein Gesicht in dieser Stadt nicht mehr zeigen.«

»Er ist eben Familie«, pflichtete Belén ihr bei. »Da vergibt man leichter.«

Glenda nickte, während sie über ihre Schürze strich. Sie trug die Haare heute zu einem Kranz aufgesteckt, ihre hellen Augen schauten zögernd unter den kürzeren Strähnen hervor, die ihr bis kurz über die Brauen reichten. »Wie geht es Thaloan denn?«

Belén hob die Schultern. »Er hat ein paar Dinge durchmachen müssen. Aber er schaut bestimmt auch bald wieder vorbei.«

»Das ist gut zu hören. Hanna und ich haben uns schon Sorgen gemacht.«

»Glenda, um was machst du dir eigentlich Sorgen?«, fragte Maurice. »Er hat ja mich! Na, und Belén da.«

»O ja, auf dich ist Verlass.« Glenda legte eine Hand auf ihr Herz. »Schließlich erbringst du unsagbare Opfer für ihn. Du isst sogar diesen Apfelkuchen, o du großer und selbstloser Maurice.«

»Das will ich hören.« Der Kommandant lächelte sie mit vollem Mund an.

»Der Kuchen ist übrigens wie immer toll!«

Glenda lächelte, ehe sie Beléns Schulter drückte. »Lasst es euch schmecken. Wenn ihr noch was braucht, mehr Soße, guten Rat, eine Freundin – ihr wisst, wo ihr mich findet. Belén, wenn du Zeit hast ... Vielleicht willst du ja mal ausgehen.«

»Das wäre schön«, sagte Belén, kurz bevor die junge Frau hinter der Theke verschwand. Sie mochte Glenda – sie war einfach, aber herzlich.

Womöglich würden sie ja wirklich Freundinnen werden.

»Schade mit der Nachricht, aber immerhin haben wir den Apfelkuchen bekommen«, sagte Maurice kauend. »Wobei ich gegen ein paar Vollkornspatzen auch nichts einzuwenden gehabt hätte ...«

»Was meinst du, wieso sich Arthur nicht meldet?«, fragte sie.

»Keine Ahnung.« Er schluckte und wies mit dem Messer auf sie. »Aber ich sage dir etwas, das Thaloan dir bestimmt nicht erzählt hat. Arthur war stark drogenabhängig, als Thaloan ihn damals weggeschickt hat. Sollte einen Entzug machen, es gibt da gute Optionen in den Südstämmen. Vielleicht hat er's nicht geschafft und traut sich nicht, sich zu melden. Sag es nicht weiter – ich will diesem Arthur nichts unterstellen. Ich hab ihn ja nie kennengelernt. Aber er wirkt in den Erzählungen immer so ... schwach.«

»Hm«, machte Belén. Sie legte eine Hand an die Schläfe, kniff die Augen zusammen. Seit ihrem Beinahezusammentreffen mit Eralys spürte sie die Regungen der Göttin immer wieder. Saesora war noch immer aufgewühlt.

»Maurice ... willst du die Hälfte von meinem Apfelkuchen?«

»Komische Frage«, sagte der und griff nach ihrem Teller.

Als sie aus dem Lokal traten, hatte sich bereits die Dämmerung über Thalheim gelegt. Obwohl der Tag recht warm gewesen war, zog Belén ihren Mantel nun enger um sich. Der Wind pfiff schärfer, brachte den Saum ihres Rocks zum Flattern und ließ sie frösteln. Sie zog die Lederhandschuhe über, die sie von Thaloan geschenkt bekommen hatte.

Prinzessin und Kommandant spazierten über die dunkler werdenden Straßen.

»Vielleicht will Arca ja auch mal mit dir hierher ausgehen«, sagte Belén.

»Arca? Hmm.« Maurice wandte den Blick ab. »Jaa, vielleicht will sie mal. Ich meine, sie ist mir komplett verfallen, das sieht man. Aber ich glaube, sie ist noch nicht ... sie ist so schüchtern.«

»Arca? Schüchtern?« Sie lachte auf, glättete ihre Miene aber sogleich und räusperte sich. »Ich meine, ja, sie braucht sicher noch ein bisschen Zeit.«

»Nicht jeder ist sofort so auf einer Wellenlänge wie du und Thaloan«, sagte er und zuckte mit den Schultern. »Aber irgendwann gehen Arca und ich bestimmt mal aus. Ich meine – wenn ich merke, dass sie bereit ist, werde ich sie fragen.«

Belén wollte ihm beipflichten, vielleicht unterfüttert mit einem passenden Zitat aus den Büchern, die sie zuletzt gelesen hatte. Aber etwas stieß gegen sie – eine Präsenz *fellowischer* Natur, die Saesoras Rastlosigkeit weiter befeuerte. Beléns Blick glitt zu einer in einen dunklen Mantel gehüllten Gestalt, die allein über die Straße lief. Die Note Magie drängte Belén in diese Richtung, so stark, dass sie sich

nicht lange dagegenstemmen konnte.

»M-Maurice«, sagte sie. »Ich glaube, wir sollten Thaloan noch einen Apfel im Mandelmantel mitbringen. Er freut sich bestimmt.«

»Meinst du?« Er rieb sich das Kinn, dann nickte er. »Warum nicht? Dann lass uns zurückgehen.«

»Kannst du den allein besorgen?«

Maurice lachte. »Belén, der Sinn davon, dass ich dich begleite, ist, dass ich auf dich *aufpasse*. Du bleibst hier nicht allein auf der Straße stehen.«

»Aber ich brauche ein bisschen frische Luft«, sagte sie. »Bitte.«

Maurice rümpfte die Nase. »Du bist heute irgendwie komisch.«

»Es war alles ein bisschen viel. Wenn ich ein bisschen durchatmen kann, wird es besser«, versprach Belén. »Du weißt schon, Sterne betrachten und so.«

Misstrauisch kniff er die Augen zusammen. »Na schön. Aber ich lasse die Tür offen und du bewegst dich nicht weg, ja? Du rufst sofort oder kommst reingelaufen, wenn was ist.«

»Ist gut«, sagte sie und sah zu, wie der Kommandant zurück zu Hannas Taverne ging. Erst, als er im Inneren verschwunden war, wandte sie sich den Mann im Mantel zu. Sie trat direkt auf ihn zu und sagte: »Mein Herr?«, sodass er sie bemerkte und stehen blieb. Der junge Mann trug seine Gesichtsbemalung nicht, aber das lange schwarze Haar war wie damals geflochten und die charakteristische Form der Augen erkannte sie ebenfalls wieder. Die Note Magie bestätigte Beléns Verdacht sofort.

»Ihr seid Hali«, sagte sie. »Also – der Fellonier, der sich als Hali ausgegeben hat. Vor ein paar Wochen auf dem Marktplatz, mit den verzauberten Affen.«

Sein Gesicht zeigte keine Regung. »Ich habe eine Aufenthaltsgenehmigung«, sagte er starr. »Man hat mir nur meine Affen weggenommen und mich eine Geldstrafe zahlen lassen. Kein Grund, die Stadtgarde zu holen, bei den Funken.« Die letzten Worte murmelte er auf Fellonisch.

»Ich will nicht ... die Garde rufen.« Belén schüttelte den Kopf.

Saesora erhob sich in ihr, stärker und stärker, als wäre die Magiespur des Mannes eine Windböe, die langsam ein Feuer entfachte. Obwohl sie sich bemühte, die Präsenz abzuschütteln, krampften sich ihre Finger unwillkürlich zusammen. Die schäumende Gischt wogte in ihrem Körper wie in einem ihrer Albträume.

»Was dann? Mich beleidigen? Keine Sorge, ich bin nur so lange hier, bis ich ein Schiff nach Dara bezahlen kann. Um heimzukehren. Ich will nur noch nach Hause.« Er runzelte die Stirn, trat einen Schritt nach hinten, als Belén ein

unwillkürlicher Laut entwich – sie erwehrte sich der Göttin immer hilfloser.
»Alles in Ordnung?«

Sie kniff die Augen zusammen. Die Göttin in ihr begann verrücktzuspielen, warf sich gegen ihren menschlichen Käfig. *Dieser Mensch, schallte es in ihren Ohren, er missbraucht die Kraft, die ich ihm geschenkt habe! Töte diesen Verräter! Nimm es ihm weg, Belén!*

»N-nein«, brachte sie hervor.

»Hört, ich gehe jetzt weiter«, sagte der vermeintliche Hali – und verstummte abrupt, als er gepackt und gegen eine Wand gestoßen wurde. Ein überrumpelter Laut entwich ihm, drückte ihm die Luft aus den Lungen. Im Schatten der umliegenden Häuser stemmte Belén ihren Körper gegen seinen, nicht Herrin ihrer Sinne. *Nimm ihm seine Magie! Nimm sie ihm weg!* Der Mann wollte sich wehren, doch der Griff der zarten Prinzessin war eisern.

Belén schrie aus Leibeskräften.

Innerlich.

Äußerlich knurrte sie, eine Hand um seine Kehle geschlossen – die andere riss ihm Mantel und Hemd auf. Zeige- und Mittelfinger gruben sich in das warme Fleisch zwischen seinen Rippen, als würde sie die Hand in eine dickflüssige Masse schlagen. Schmatzend und mit roher Gewalt drangen sie tiefer, dorthin, wo der Magiekern lag, an die Stelle, die Saesora begehrte. Die Macht der Göttin sog an dem verräterischen Fellowier, der keuchte, wimmerte, weinte. Knackend und ruckend entwich ihm seine Magie, zischte in grün schimmerndem Licht hervor und tränkte Belén in dumpf flackernden Schein. Sie sog diese Kraft auf, durstig wie eine Ertrinkende, die nach Luft rang. Erst als sie die Magie des Mannes gänzlich geraubt hatte, riss sie die Finger mit einem widerlichen Geräusch aus seinem Inneren hervor. Saesora ließ von ihr ab, als würde Belén einen Mantel ablegen. Und die junge Magierin starrte ungläubig auf ihre Hände, das rote, klebrigwarme Blut, das von ihrem Handschuh tropfte. Am ganzen Körper bebend blickte sie auf den Mann hinab, der zu Boden gesunken war, sie ungläubig und heftig atmend anstarrte.

»Belén?«, hörte sie Maurice rufen.

Sie taumelte rückwärts, stieß ein Wimmern aus, streifte den blutigen Handschuh ab und ließ ihn zu Boden fallen. Der nunmehr magielose Fellowier war kaum mehr bei Bewusstsein.

»Tut mir leid«, stieß sie aus. »Bei den Funken, es tut mir so leid ...«

»M-meine Magie«, brachte er leise hervor.

»Belén?«

Sie holte Atem. Taumelte zurück, strauchelte um die Ecke aus den Schatten hervor. Aufgelöst wich sie nach hinten, bis sie gegen Maurice stieß und heftig zusammenzuckte.

»Belén, ehrlich, duhattest *eine* Aufgabe«, sagte der Kommandant. Seine genervte Miene wurde weicher, als er ihre Panik bemerkte. »Was ist denn mit dir passiert?«

Sie öffnete den Mund und ... und sie konnte es nicht aussprechen. Maurice würde nicht verstehen, was für ein Verbrechen sie gerade begangen hatte. Und obwohl es die Göttin gewesen war, die ihre Hände bewegt hatte, so blieb die Schuld dennoch an *ihr* haften. So sehr sie sich auch bemühte, sie brachte es nicht über die Lippen. »D-der Wind hat meinen Handschuh weggeweht«, hauchte sie.

»Deswegen bist du so aufgelöst?« Er rieb ihr tröstend und ziemlich kräftig die Schulter. »Oder hast du einen Geist gesehen? Die nackte Sibylle soll sich ja hier rumtreiben ... Die soll schauderhaft aussehen. Und gerade hat es so komisch geleuchtet, als würde was brennen oder so.«

»I-ich ...« Sie holte tief Luft. »Ja, ich dachte, ich hätte was gesehen.«

»Dann gehen wir jetzt besser heim. War bestimmt alles ein bisschen viel in letzter Zeit«, sagte Maurice und reichte ihr den eigenen rechten Handschuh. Belén nahm ihn entgegen, ohne lächeln zu können.

Sie blickte ein letztes Mal zurück zu der im Schatten liegenden Hausecke, ehe sie gingen. Der falsche Hali hatte sich aufgerappelt, stolperte fort. Heimatlos, wesenlos. Sie hatte ihm alles geraubt, was ihn ausmachte.

Saesora in ihrem Inneren erfüllte sie mit zufriedengestellter Wärme.

Aber Belén war so kalt wie nie.

IM LAND DER WUNDER

Fünf Wochen nach unserem Aufbruch aus Landstroem erreichten wir Catayr.

Die Elmanauten trennten sich einige Tage zuvor von der Ruby. Atlas verabschiedete sich von niemandem außer Leonard, ehe sie von einem Beiboot aus das Spielzeugboot aufs Wasser setzte und es damit in ein richtiges Schiff zurückverwandte. Sie warf keinen Blick zurück, als sie an Bord der kleinen Schaluppe kletterte. Der Zorn über Nautilus' Tod saß zu tief in ihrem Herzen – und wenn ich ehrlich war, war ich ganz froh, dass sie mich ignorierte. Einen weiteren ihrer tödlichen Blicke hätte ich wahrscheinlich nicht ertragen.

Jinx und Echo folgten ihr und auch Nathan und Bertram sowie zwei weitere Matrosen begleiteten die Elmanauten auf Leonards Bitte hin. Schließlich kletterte auch unser Sprachenkundler Goggel nach unten. Er hatte seine Bibliothek nur schweren Herzens hinter sich gelassen, doch da er als Einziger Dialekte der komplizierten Praneesprache beherrschte, war es unumgänglich, dass er die Elmanauten begleitete. Schließlich mussten sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit den Ureinwohnern des Anemonenarchipels kommunizieren, wenn sie die Feuerfischkrone finden wollten.

Auch die anderen Elmanauten verließen das Schiff. Sno, Rami und Ayo, die längere Zeit mit uns an Bord gewesen waren, schienen nur schwer von ihren neu gewonnenen Freunden Abschied nehmen zu können. Sno fiel vor allem die Trennung von Flatter schwer und er konnte nur dadurch getröstet werden, dass es bloß ein Abschied auf Zeit war. Mir war beinahe, als klänge das Krächzen des Papageis auch ein bisschen wehmüfig, als Sno als Letzter an Bord der Elma ging.

Als ich die Elma am Horizont kleiner werden sah, musste ich an Channa denken. Nachdem Leonard von Sammy erfahren hatte, was Lucians Plan war, hatte er nicht nur Negro, sondern auch Atlas mit ins Boot geholt und über das Geschehene informiert. Negro war sein engster Berater und auch Atlas hatte als Anführerin der Elmanauten ein Recht darauf, über die Geheimnisse Bescheid zu wissen. Sie war nicht unbedingt schockiert gewesen, als Leonard ihr die Wahrheit über die Familie Seelöw gesagt hatte. Sie hatte auch keinen Hehl daraus gemacht, was sie von Lucians Plan hielt.

Als Leonard Channa wegen angeblichen Diebstahls aus der Schatzkammer hatte festnehmen lassen, war Atlas zu ihr getreten und hatte eisige Worte auf Alt-